

Literatur des Auslandes.

N^o 3.

Berlin, Freitag den 5. Januar

1838.

England.

Edinburg und der gefellige Zustand seiner Bewohner.

(Nach der Revue de Paris.)

Wenn der Reisende von Leith aus die Hauptstadt Schottlands erblickt, so bewährt sie ihren alten Ruf einer malerischen Stadt mit ihren Hügeln, die von Baudenkmälern und Wohnhäusern wie von Kronen geschmückt sind, ihren schönen und breiten Straßen, welche von baumreichen Squares durchzogen werden, ihren dunkelbelaubten Bergzügen, dem schattigen Hintergrunde des Gemäldes, deren Hüpter in den Winter-Monaten mit Schnee bedeckt sind. Dieser Gesamtblick Edinburgs erregt die lebhafteste Theilnahme des Fremden, aber nicht ohne Beimischung von Bangigkeit, wenn er auf die menschenleeren Wege blickt, die keine Spur von der Nähe einer großen Stadt, wie das wachsende Getümmel auf den Heerstraßen sonst gewöhnlich erkennen läßt, verrathen, auf denen nur Schweigen und Lede herrscht und das irrende Auge sich ängstlich nach einem vereinzeltm Fußgänger umsieht. — Die neuen Stadttheile, welche ich noch am Tage meiner Ankunft durchzog, bestanden zwar aus regelmäßigen, freundlich gebauten, fast sämmtlich nach einem Zuschnitt angelegten Häusern, gleichen aber im Ganzen einem modernen Pompeji unterm Vergrößerungsglase, wegen ihrer unbeschreiblichen Verlassenheit und Einsamkeit. Mein Wirth erklärte mir auf meine Frage und meine Verwunderung, daß jetzt (im Febr. 1837) die Grippe mit ihren räuberischen Verheerungen diesen anscheinenden Mangel an Bevölkerung herbeigeführt hätte, und wirklich haben alle wohlhabende Familien der insirten Stadt den Rücken gekehrt und sich auf ihre Landhäuser begeben, wo die Krankheit sie nicht weniger erreichte. Anfangs schenkte ich der Versicherung meines Wirthes Glauben; aber in der Folge hatte ich nur zu oft Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß diese Thebaisartige Leere der Neustadt, mit seltenen Ausnahmen, ihr stehender Typus sey, weil ihre Bewohnerzahl in einem nicht zu verkennenden Mißverhältnisse mit der Ausdehnung und Geräumigkeit ihrer Plätze und Squares steht.

Queen-Street, in der ich abstieg, wird von einer Reihe eleganter Gebäude gebildet, die der einen Seite eines unermesslichen Squares, der, so weit das Auge reicht, die Neustadt von Osten nach Westen durchzieht, parallel gebaut ist. Dieser Square theilt sich in drei von Gittern umschlossene Räume, welche die Bewässerungsgräben, die Türkischen Zelte und alle sonstige Einrichtungen Englischer Gärten haben und den Hausbesitzern der Straße zur Benutzung offen stehen. Queen-Street mit ihren Terrassen theilt die Neustadt in zwei völlig gleiche Theile, deren einer in Süden ansteigt bis zu den Gärten von Prince-Street und dem Schlosse, und, von mehreren anderen großen regelmäßigen Straßen durchschnitten, zwölf rechtwinklige Dreiecke bildet, deren zweites, minder regelmäßig, nordwärts in Gestalt eines Halbmondes sich zu den Wiesen und dem kleinen See von Canon-Wills niederlenkt. Sowohl dieser Theil, als die Neustadt überhaupt sind wegen ihrer hohen Lage der vollen Gewalt der Nordstürme ausgesetzt, und doch ist bei den neuen Bauten nicht die geringste Rücksicht darauf genommen worden: die breiten Straßen und die schönen Plätze, die den schönsten Londons nicht nachstehen, sind dem Spiel aller Luftzüge der Windrose ausgesetzt. Daher ist im Winter kein angenehmes Wohnen in Edinburg, obgleich die reichen Schotten ihre Schlösser verlassen, um diese Saison in der Hauptstadt zuzubringen; sie sind weniger empfindlich gegen Kälte und Sturm, als die Londoner gegen Nebel und Rauch. Doch in diesem Jahre war Edinburg wenig besucht, und der Anblick der verlassen Stadt war läglich genug. In London hat ein Minus von 30,000 Menschen wenig zu bedeuten, in Edinburg macht die Abwesenheit von etlichen hundert Familien in der Neustadt schon viel aus. Vergeblich sucht man die von einer wogenden Menge schwarz getretenen Quadern Londons, wo man sich mit dem Ellbogen Bahn brechen muß; breite saubere Trottoirs, auf denen der Trit eines Wandelnden ein halbes Wunder ist, leere Straßen mit leeren Häusern, deren Hallen ein gutes Echo abgeben, und vereinsames Pflaster, das jeden Fußtritt gewissenhaft wiederholt, geben der puritanischen Stadt das Ansehen einer verlassenen Kirche. Die Menschen ersauern, sich in dieser Wüste zu sehen, und scheinen mit ihren bereiten Blicken, wie in

anderen Ländern zur Pestzeit, sich zu fragen, ob es möglich sey, daß hier drei sich zusammensünden! Oeffnet sich vollends ein Fenster nach der Straße, dann erwartet man etwas Ungewöhnliches; „Was giebt's oben? Was hat man da zu sehen?“ Dabei ist die Regelmäßigkeit der Straßen so entsetzlich, die Aehnlichkeit der Häuser so geschwisterlich, daß die Einförmigkeit des Ganzen auf die Spitze getrieben wird. Alle Häuser haben dieselbe Größe und Höhe, gleiche Balkons und Gitter, dieselbe grün oder braun gefirniste Thür mit denselben glänzenden Lederknöpfen und Klingelschildern, die den Namen der Bewohner nebst Stand und Gewerbe enthalten, kurz, Alles auf dieselbe Weise. Wollte man nach diesen Schildern urtheilen, so wären alle Häuser bewohnt, manche sogar hinlänglich, und doch sehen sie so todt aus, als sollten sie morgen verkauft oder subhastirt werden. Mit dem Eintritt in die Georgs-Straße, welche ebenfalls die ganze Neustadt durchzieht, wird ein Anfang von Leben sichtbar. Schöne Läden bieten sich dem Blick, und die Handelswelt wird rege; aber erst an der Nordbrücke zeigt sich der Verkehr und die Rüstigkeit einer Stadt; hier ist der Sitz des Lebens, das Herz von Edinburg.

Aber immer bleibt Georgs-Street die prächtigste Straße der Hauptstadt; über eine halbe Stunde lang, an beiden Enden von öffentlichen Gebäuden begrenzt, von der St. Georgskirche, der Bank und dem Lord Melville's Denkmal, und in angemessenen Zwischenräumen mit den Bildsäulen Pitt's und Georg's IV. geschmückt, kann sie mit den berühmtesten Straßen Europäischer Residenzen den Wettkampf eingehen. Hier prangen auch die reichen Läden der Juweliere, Parfümerie- und Modewaaren-Händler, die aber mehr zum Schmuck der Straßen als zum Nutzen ihrer Inhaber eingerichtet scheinen; nur die Läden der Buchhändler und Spezerer-Kaufleute machen hiervon eine Ausnahme. Denn die Lektüre ist dem Edinburger ein Bedürfnis wie der Hunger, und die Nahrung des Geistes wird mit nicht geringerer Hier, als die des Körpers gesucht. Die Folge von diesem allgemeinen Streben nach Politur ist eine durchgreifende Bildung, die sich selbst bis auf die gewöhnlichsten Professionisten, wie Tischler und Schlosser, erstreckt, so daß man Edinburg als die endlich gefundene Gelehrten-Republic alter und neuer Philosophen bezeichnen könnte. Nicht selten muß man vom Munde auf die Hand sehen, um den Handwerksmann zu erkennen. Der Arbeitsmann, der mein Felleisen von Queen-Street nach Prince-Street trägt, wo ich mein neues Quartier aufschlagen will, hat trotz seiner weißen Schürze und Haare einen Anstand und eine Würde, die überraschend und himmelweit von jenen in Lumpen gehüllten Packträgern anderer Länder verschieden ist, die das ihnen anvertraute Gut eher zu stehen als zu bewahren die Mühe haben. Mein neuer Wirth ist seinem Handwerk nach ein Kunst-Tischler, seinem feinen Benehmen und seiner ernstlichen Unterhaltung nach ein hoher Staatsbeamter; er macht artige Verse, spricht als Kenner über die Balladen seines Landes, deren Sammlung er beabsichtigt, und ist Besitzer einer geschmackvollen Bibliothek. Mein neues Logis gewährt die Aussicht auf die Gärten der Prince-Street und auf das Schloß, das zwei Büchenschüffe von meinem Fenster sich wie eine herrliche Theater-Decoration ausnimmt, und besteht aus einem Besuchs-Zimmer mit Fusteppeich und damastener Wandgarnirung nebst Schlaf-Kabinet mit Säulenbett und geblühten Vorhängen, welches, wie die meisten Englischen Betten, fast das halbe Zimmer einnimmt.

Das eigentliche Leben beginnt, wie schon bemerkt, am Prince-Street und die Nordbrücke. Hat man diese prächtige Brücke von 1100 Fuß Länge, der nichts als ein majestätischer Strom abgeht, und welche zwei Städte verbindet, während sie in eine dritte hinübergreift, endlich überschritten, so befindet man sich in einer anderen Stadt. Verschwunden sind die regelmäßigen und einförmigen Häuser; ihre Stelle nehmen kolossale Bauwerke ein, besonders in der High-Street, wo Alles sich noch in dem Zustande befindet, wie Walter Scott ihn im siebzehnten Kapitel seines Abtes uns beschreibt. Gleiches Leben ist noch, wie damals, neben anderen Sitten und Gewohnheiten; wie damals wird vielleicht noch Flandrische Leinwand und Französische Tapissiererie verkauft, aber ihren vorzüglichsten Handel treibt sie mit Spirituosen, wovon einige Duzend Sorten im Gange sind; doch unter allen steht der verwünschte Whiskey, aus gebranntem Gerstenwasser und über Torf geschmortem Kartoffelsfusel gebraut, bei den niederen Volksklassen am meisten in Gump. Für alle Bedürfnisse reicht der Whiskey

dem Schotten aus; wenn dieser sich schwach fühlt, sucht er in der Flasche seine Stärkung, Wärme im Winter, Kühlung im Sommer, er trinkt ihn als seinen Sorgenbrecher, und zuletzt muß der Geist dem Uebermaß erliegen, wenn es der Körper auch aushält. Der Whiskey ist das privilegirte Volksgift!

Der größte Theil der Altstadt-Läden hat, obgleich mit Sorgfalt eingerichtet, dennoch nicht die sonstige Nettigkeit und den Comfort Englischer Verkaufslöcher, und im Allgemeinen finde ich, daß die große Berühmtheit von High-Street übertrieben ist. Die Häuser sind schwarz, ohne alle Symmetrie und Architektur; selten sieht man einen gothischen Bau mit Gesimsen oder einiger Skulptur in Holz oder Stein, wie z. B. in Rouen. Das Haus des Reformators Knox ist eine höchst mißfällige Zusammenwürfelung von Treppe, Dach und altersschwarzem Gebälk, eben nur seines Alters wegen sehenswerth, weil ihm alle Ausstattung abgeht bis auf eine klägliche, aus der Wand hervorragende übermüdete Holzfigur, die wohl schwerlich auf den Namen eines Kunstwerkes Anspruch macht. Einen bei weitem besseren Geschmack verräth das Haus des Regenten Murray, obgleich von demselben nur die kahnen Wände und die zwei sogenannten Oberlichten am Eingange noch erhalten sind. Das Dach ist neu und trägt seinen Ursprung höchstens aus den letzten drei Decennien des vorigen Jahrhunderts, und das Ganze zeigt das Bild der Einfachheit und Beschränkung, ein sprechendes Zeugniß, wie un bequem die großen Herren zur Zeit der Schottischen Maria wohnten; denn das ganze Haus würde heutzutage höchstens für eine einfache Magistratsperson Raum genug enthalten. — High-Street, der Mittelpunkt der Altstadt, deren übrige Theile sich um sie gruppiren, beträgt in ihrer Erstreckung von Osten nach Westen mehr als eine Stunde und ist auf der Seite eines schmalen Hügelns gebaut, der nach der Lage der Nachbarhügel von Carlton-Hill und Arthurs-Stuhl, allmählig von den Ufern des Fort im N. O. aufsteigt, um mit einem jähen Felsensturz im S. O. zu endigen. Die alte Stadt war amphitheatralisch auf dem Süd- und Nord-Abhänge des Hügelns gebaut und senkte sich auf der einen Seite gen Cowgate und gen North-Loch auf der anderen, wo heute die Gärten von Prince-Street sich befinden. Diese doppelten Bögen von braunen und schwarzen Häusern, die, nicht selten 12 bis 14 Stockwerke hoch, um den Vorzug der Höhe zu streiten scheinen, verfehlen ihren bestreudenden Eindruck nicht, und die hervorragenden derselben auf dem Gipfel des Hügelns berühren High-Street, diese Pulsader der Altstadt, an die sich eine Anzahl von Gäßchen und bedeckten Kreuzgängen lehnen, die den Namen Crosses, Wynds, Lanes führen und rechts und links an die Hauptstraße nach den abwärts gelegenen Quartieren von North-Loch und Cowgate stoßen.

Außer den Gebäuden von Knox und Murray verdient in High-Street noch vorzugsweise Erwähnung die Kathedrale von St. Gilles, von hohem Alter und schon in einer Akte des Schottischen Königs David genannt. Freilich ist ihr Alter durch die vielen Restaurationen der Zinnen, des Thurmes, der Glocke und des Gemäuers etwas angetastet worden, namentlich haben die letzten Veränderungen im Jahre 1833 der Kirche ein neumodisches Aussehen gegeben, und zwei Dritttheile des Gebäudes sind als Kinder der Gegenwart zu betrachten. Aus den Gängen des Heiligthums ist der Schutt beginnenden Verfalls hinweggeräumt, die Risse an den Wänden sind ausgebessert, eine Gothische Halle schmückt die Hauptfassade, die Krone, die auf der Spitze des Thurmes sitzt, ist aufgeputzt und hat, von störendem Bewerk befreit, ihre natürliche Gestalt wieder angenommen, kurz, St. Gilles ist heute eine freundliche Kirche in modern-gothischem Styl wie die meisten Gotteshäuser Edinburgs; doch steht die Kleinheit derselben ebenfalls in einem auffallenden Kontrast mit der Größe der sie umgebenden Gebäude. — St. Gilles, von dem die Kirche den Namen führt, ist Schutzpatron der Stadt. Die Legende nennt ihn einen Griechen von Geburt und setzt dieselbe in das sechste Jahrhundert. Nach dem Tode seiner Aeltern vertheilte er seine Güter unter die Armen und ging nach Frankreich, wo er an den Mündungen des Rhone ein Klausnerleben führte. Drei Jahre brachte er dort zu und näherte sich von Wurzeln und der Milch einer Hirschkuh. Was bedurfte es im sechsten Jahrhunderte mehr, um in den Ruf der Heiligkeit zu kommen? Bald schrieb man ihm eine Reihe von Wundern zu, von denen er selber nicht wußte, wie er dazu kam. Wenn in einem der umliegenden Flecken ein Kind in den Brunnen gefallen war, ohne zu ertrinken, ein Schieferdecker vom Dache stürzte, ohne sich auf dem Straßensplaster das Gehirn zu zerbrechen, so hatte man es St. Gilles' unsichtbarer Hülfe zu danken. Als der Heilige merkte, daß er im Gange sey, bennagte er seinen Ruf aufs Beste, baute von den Spenden der Gläubigen ein Kloster, dem er seinen Namen gab, und bald auch Häuser, die er aus neuen kostbaren Schenkungen besitzte. St. Gilles war fast aus dem Gedächtniß der Menschen verschwunden, als Preston de Gourton, ein Schottischer Edelmann, auf einer Reise durchs mittägliche Frankreich sich einen Knochen des Heiligen, ich weiß nicht, wie — zu verschaffen wußte und bei seiner Rückkehr der Kirche zu St. Gilles diese Reliquie vermachte. Dafür stellte das Patronat derselben den Erben Preston's die Urkunde aus, bei feierlichen Anlässen diesen Knochen ausschließlich tragen zu dürfen, eine Ehre, die bei seinem Hause blieb, bis die Reformation dem Reliquienwesen ein Ende machte.

High-Street ist keinesweges der Sitz des literarischen Verkehrs; man findet nur wenig Buchhändler dort, die einen untergeordneten Rang einnehmen und Almanachs, ABC- und Bilderbücher für ein geringes Geld abgeben. Doch haben einige Jour-

nalisten daselbst ihre Bureaus oder vielmehr den Detail-Verkauf ihrer Journale. Obgleich der Preis der Tagesblätter im Allgemeinen hoch zu nennen ist, so finden sie doch bei der Lesewuth der Edinburger reisenden Abgang; wer selbst keines halten kann, sucht es für einen mäßigen Beitrag auf einige Stunden des Tages zu leihen. Dennoch verdanken die Blätter ihren Fortgang hauptsächlich den Annoncen, deren weitläufiger und Patagonischer Druck in keinem Verhältniß zu der Bedeutungslosigkeit des Inhalts steht. Diese Journale haben, von der Noth getrieben, das Problem gelöst, das Vacuum sichtbar zu machen: ihre langen dünnen Kolonnen sind die Sahara auf dem Gebiete des Geisteslebens, mit Nähe entdeckt man auf weiten Räumen eine kleine Dase, ein einsames, duftendes Kind der Flora. Doch — um keinen Fehdehandschuh hinzuwerfen — zurück zu High-Street.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

- Substance of a lecture on poetic genius as a moral power. — Von John A. Herond.
A review, financial, statistical and commercial, of the Empire of Brazil. — Von J. J. Sturz.
The modern pythagoreau. — Erzählungen und Skizzen von Robert Macniff. 2 Bde.
The history of party; from the rise of the Whig and Tory factions in the reign of Charles II. to the passing of the reformbill. — Von G. Winckelmann. 3 Bde.
The nabobs wife. — Roman in 3 Bden.
Introduction to the first elements of Chemistry. — Nach Prof. Liebig in Gießen. Aus dem Deutschen übersetzt.

Italien.

Der himmelblaue Domino.

(Schluß.)

Der Gouverneur, Marchese di Cesto, hatte eine Tochter, Namens Viola, die er gern mit Rudolph, Grafen von Istria, vermählt hätte; Viola aber hatte den Marquis Albert von Salerno gehehen; hieraus entspann sich eine gegenseitige Zuneigung. Der Gouverneur wollte seine Tochter nicht zur Erfüllung seiner Wünsche zwingen, aber eben so wenig ihre Vermählung mit dem Marquis Albert gestatten. Der Graf Rudolph hatte das Liebesverhältniß zwischen Viola und dem Marquis von Salerno entdeckt und hatte sich schon mehrere Male vergebens bemüht, seinen Nebenbuhler durch Mord loszuwerden. Nach einiger Zeit hatte Viola in eine geheime Vermählung mit dem Marquis gewilligt; ein Jahr darauf zog sie sich aufs Land zurück, wo sie, ohne Wissen, ja ohne Verdacht von Seiten ihres Vaters, ein männliches Kind zur Welt brachte; eine von den Hofdamen, die vermählt war, wurde ins Geheimniß gezogen und das Kind als ihr eigenes ausgegeben.

Um diese Zeit waren die geheimen Verbindungen, namentlich der Carbonari, in Italien besonders furchtbar geworden, und die Regierungen thaten alles Mögliche, sie zu unterdrücken. Graf Rudolph stand an der Spitze dieser Verbindungen, die er in doppelter Absicht begünstigte, seine eigene Macht zu vergrößern und seinen Nebenbuhler aus dem Wege zu räumen. Hiervon hatte der Marquis von Salerno Kunde bekommen, und es war ihm darum zu thun, sich Beweise gegen den Grafen zu verschaffen; denn er wußte, sobald dies bewiesen wäre, dürfte der Graf nie wieder vor dem Gouverneur erscheinen. Der Graf dagegen hatte alle Anstalten getroffen, seinen Nebenbuhler fortzuschaffen, und die Maskaerade dazu bestimmt.

Der Marquis von Salerno erfuhr diesen Plan und hatte auch an diesem Morgen die Beweise gegen Graf Rudolph erhalten, die er sogleich dem Gouverneur ausliefern wollte; doch da er wußte, daß die Carbonari darauf ausgingen, ihn zu ermorden, und daß auch der alte Marchese auf die Nachricht von der heimlichen Ehe heftig erbittert seyn würde, so beschloß er, mit seiner Gattin nach Pisa zu fliehen, in der Hoffnung, daß die Beweise von der Verbindung des Grafen mit den Carbonari und die Zeit selbst den Zorn des Vaters beschwichtigen würden. Der Marquis hatte die Flucht auf die Nacht der Maskaerade verschoben, da seine Gattin dann leichter entfliehen könne, als aus dem gutbewachten Palais des Gouverneurs; doch war es nothwendig, daß sie zu Pferde fortreiten, und dann konnten sie das Kind nicht mitnehmen. Viola wollte sich durchaus nicht dazu verstehen, es zurückzulassen, und in dieser Verlegenheit hatte er an einen Freund, den Grafen d'Offore, geschrieben, der auf die Maskaerade kommen sollte, ihnen zu helfen, und zwar in einem himmelblauen Domino, damit sie ihn desto leichter zu finden wußten. Der Graf d'Offore hatte diesen Morgen seine Stadt-Wohnung verlassen, einer Jagd-Erkursion halber, und hatte also den Brief nicht bekommen, was der Marquis und Viola nicht wußten. So standen die Sachen in dem Augenblick, als ich selbst den himmelblauen Domino anlegte, um die Maskaerade zu besuchen.

Mein erstes Zusammentreffen mit dem Marquis im violetten Domino ist jetzt klar: da ich einen hellen Domino trug, so hielt man mich für den Grafen d'Offore. Dazu kam noch der gleiche Taufname, den der Marquis Albert mit meinem Landsmann hatte, ein Umstand, der mich selbst täuschte. Das zweite Zusammentreffen mit dem Grafen Rudolph im schwarzen Domino war ganz zufällig. Dieser hatte nämlich mit dem Carbonari Felippo und seinen Gefährten verabredet, in der anstehenden Allee zusammenzukommen; doch als er mich beim Lampenlicht den Dorch prüfen sah, vermuthete er, ich wäre Felippo, und ich hätte eine falsche Allee aufgesucht, statt der, die man verabredet hatte. Die

Papiere, die er mir gab, waren Carbonari-Papiere, die ich in der Brusttasche des Marquis nach seiner Ermordung verbergen sollte, damit sie seine Theilnahme an dieser Gesellschaft bewiesen; das Papier auf den Kleidern dagegen sollte zeigen, daß er von den Agenten der Gesellschaft wegen Verrath getödtet worden sey. Die Papiere endlich, die ich im Auftrage des Marquis dem Gouverneur übergab, enthielten die Dokumente gegen den Grafen Rudolph als Carbonari, und in diesem Packet lag auch ein Brief an den Marchese, wo die beiden jungen Leute ihre heimliche Ehe eingestanden. Jetzt, glaube ich, wird dem Leser das ganze Gewebe dieses Geheimnisses klar vor Augen liegen.

Nachdem Alles erklärt war, wagte ich, den Gouverneur zu bitten, er möchte mir erlauben, mein Versprechen zu halten und das Kind seiner Mutter zu bringen, da ich einen Ehrenpunkt darin setzte, meine Verpflichtung zu erfüllen, und jeder Aufschub seiner Tochter den größten Kummer verursachen würde; noch erlaubte ich mir, hinzuzufügen, ich wäre der Hoffnung, Seine Excellenz würde verzeihen, was nicht mehr zu ändern sey, und ich selbst würde das Vergnügen haben, seiner Tochter und dem Marquis diese angenehme Nachricht zu überbringen.

Der Gouverneur ging eine Zeit lang sinnend auf und nieder, dann erwiederte er: „Signor Herbert, ich bin so erbittert über den Verrath und die Bosheit des Grafen Rudolph, daß ich Ihnen nicht zu sagen brauche, wenn meine Tochter frei wäre, er würde sie nicht bekommen; er wird auf der Stelle den Befehl erhalten, die Stadt zu verlassen. Sie selbst waren ein Werkzeug für die Rettung des Marquis von Salerno, der jetzt mein Schwiegersohn ist, und wie die Sachen stehen, bin ich Ihnen Dank schuldig. Besonders war es ein Meisterreich von Ihnen, daß Sie vermittelst des Ringes die Bravos fortzuschicken wußten. Sie sollen die Freude haben, meiner Tochter und ihrem Gatten Verzeihung zu bringen; das Kind aber kann recht gut hier bleiben. Sagen Sie Viola, ich behalte es als Pfand für die schnelle Rückkehr seiner Mutter.“

Ich beurlaubte mich und eilte nach Pisa, wo ich bald den Berstedt der Flüchtlinge auffand. Ich meldete meinen Namen und bat um schnelle Vorlassung, da ich eine Botschaft von dem Marchese brachte. Ich fand sie in großem Kummer. Der Graf d'Offore war jenen Abend spät zurückgekehrt, hatte den Brief gefunden und kam gerade nach der Entdeckung der Flucht im Palais der Marquise an. Er reiste sogleich nach Pisa, wo man sich gegenseitig erklärte und es sich fand, daß sie mit einer ganz unbekanntem Person kommunizirt, die sie aller Wahrscheinlichkeit nach verrathen. — Wie erstaunten sie, als ich ihnen ausführlich erzählte, was vorgefallen war, und ihnen zuletzt die Botschaft des Vaters verkündete; ich brauche nicht hinzuzufügen, wie wenig ich es zu bereuen hatte, daß ich die Maserade bei der verwitweten Marquise in di Cesto in himmelblauem Domino besucht; die Beweise von Dankbarkeit, die ich später von den jungen Eheleuten bei meinem ferneren Aufenthalt in Italien bekam, ließen mir dazu keine Gelegenheit.

Bibliographie.

Grammatica Italiana. Con corsi di prosa dei piu valenti scrittori italiani. — Von Luigi Abbati. Rom.
 Manuale di fisiologia. — Von Michele Medici, Prof. an der Päpstlichen Universität Bologna. Livorno.
 Intelletto, memoria e volonta. — Drei Oden von Gasparini. Bologna.
 Opere complete di Giacomo Tommasini. — Zwei starke Bände, vornehmlich medizinischen Inhalts. Florenz. Nr. 42 Lire.
 Sopra gli esami scolastici. — Von Prof. Ant. Bordon. Mailand.
 Storia della sacra scrittura. — Vom Abbate Gaetano Celli. — Rom. Das Ganze wird aus 4 Bänden bestehen.
 Storia evangelica esposta in sacra lezioni nella chiesa del Gesù di Roma. — Von dem Jesuiten Francesco Finetti. 3 Bde. Rom.
 Teatro di Shakespeare. tradotto dal originale inglese in prosa italiana da Carlo Rusconi. — Heft IV u. V. Der Sturm und Othello. Mailand.
 La vera sapienza. — Rom.

Mongolei.

Kowalewski's Mongolische Chrestomathie *).

Der Herausgeber dieses auch für das größere Publikum in mehrfacher Beziehung interessanten Werkes ist Professor der Mongolischen Sprache und Literatur an der Universität zu Kasan. In zwei starken und elegant ausgestatteten Oltavbänden beschenkt uns Herr Kowalewski mit einer reichen Auswahl Mongolischer Texte, denen er zwar keine Uebersetzung, aber sehr umfassende, von gründlicher Sprach- und Sachkenntnis zeugende Anmerkungen (примечанія) beigelegt hat. Nach seiner Versicherung stand ihm ein solcher Schatz gedruckter und handschriftlicher Werke dieser Literatur zu Gebote, daß er wegen des bloßen Materials nicht verlegen zu seyn brauchte; doch Herr Kowalewski hat auch mit Umsicht und gutem Geschmac zu wählen verstanden — ein Verdienst, das um so größer wird, je mehr der Stoff sich anhäuft.

Das Volk der Mongolen, dessen bloßer Name einst zwei Welttheile in Schrecken setzte, ist heutiges Tages einem ausgedienten Veteranen vergleichbar, der die Gränzen zweier Riesenreiche bewacht, die ihm vor sechs Jahrhunderten als stolzem Herrscher zu Füßen lagen. Im Osten des Baikals dem Weißen Chane, am Nord- und Süd-Rande der Wüste Gobi dem Göttlichen Chane unterthan**), ziehen die Enkel der weltstürmenden Horden Temud-

schin's jetzt friedlich und harmlos mit ihren Heerden, nach frischem Futterkraut und lebendigen Quellen suchend.

Der Sinn für nationale Einheit, den Tschinggis-Chan's Genies diesem Nomaden-Volke einzustößen gewußt, war nur ganz ephemerer Natur; mit der Zertrümmerung ihres Weltreichs ging er auf immer zu Grabe. Die aus Indien stammende Lehre Buddha's gab den Mongolen einen gewissen Grad von Civilisation und machte sie für Literatur und Wissenschaft empfänglich; während aber der warme Anhauch von Süden diese rauhen nordischen Naturen entwiderte, erstarb allmählig ihr stolzes Selbstgefühl, ihr kühner Unternehmungsgeist. Moralisch abgestumpft, durch weite Räume aus einander gerissen und der Genügnung nach einander entfremdet, sanken die Mongolischen Stämme bis auf die unterste Stufe politischer Unbedeutendheit und wurden endlich eine Beute der berechnenden Politik ihrer Nachbarn.

Die Tempel und Buddha-Klöster der Mongolen, so wie die Privat-Wohnungen frommer Buddha-Berehrer bewahren unzählige Manuscripte und Druckwerke, die theils in Tibetischer, theils in Mongolischer Sprache abgefaßt sind. Die Mongolische Literatur besteht, so weit wir bis jetzt sie übersehen können, ihrem größeren Theile nach aus Uebersetzungen, vorzüglich Tibetischer Werke, von denen wieder ein ansehnlicher Theil nach Sanskritischen Originalen bearbeitet ist. Diese Originale, worunter sehr viele Erzeugnisse aus der Blüthenzeit des Buddhismus in Indien, wurden, als die Anhänger Brahma's über ihre Widersacher triumphirten, von den stüchtigen Buddha-Priestern mitgeschleppt und, was zurückblieb, ohne Zweifel durch die Brahmanen vernichtet. Daher die merkwürdige Erscheinung, daß wir gerade in dem Heimathlande des Buddhismus keine literarische Denkmäler dieser Sekte mehr finden, und daß ihre alte Literatur heutiges Tages fast ausschließlich in mittelbaren oder unmittelbaren Uebersetzungen uns vorliegt.

Außer der Theologie und Religions-Philosophie haben die gelehrten Tibeter und Mongolen auch Geschichte, Naturkunde, Medizin und Astrologie angebaut. Herr Kowalewski sagt mit Rücksicht auf ihre Leistungen in den Gebieten des Wissens:

„In dem Buddhistischen Asien waren einst die weltliche Macht und die geistliche eng und innig verbunden, und eben so wurde alle weltliche Weisheit in die Religion eingewebt. Die Fürsten umgaben sich mit einem Klerus, mit dessen Hülfe sie ruhig über die Völker herrschten; ja, sie nahmen sogar den Titel geistlicher Herrscher an. Die Lama's von ihrer Seite machten sich ihr Ansehen bei der weltlichen Macht zu Nuzen und wirkten mit entschiedenem Erfolge auf die Nation; sie sorgten dafür, daß die Glaubens-Lehren mit den fürstlichen Satzungen im Bunde Wurzel schlugen, und verbreiteten Bücher, als die kräftigsten Werkzeuge zu Erreichung ihrer Zwecke, unter dem Volke. Im ausschließlichen Besitze aller Aufklärung und alles gelehrten Wissens, ließen sie so viel davon, als ihren Plänen angemessen war, auf den Laien übergehen.“ — — — „Bei so überwiegendem Einfluß der Geistlichkeit darf es uns nicht Wunder nehmen, daß allen Werken dieser Literatur der Stempel der Religion aufgedrückt ist. Auch der Historiker durfte in seinem Gebiete von der Bahn, die jedem anderen Fache vorgezeichnet war, nicht ablenken; die Lehre Buddha's ist die Seele aller Schriftsteller dieser Sekte, das belebende Blut, das alle Adern durchdringt. Dennoch enthalten ihre Werke viel kostbares Material zu Forschungen über die geistige Entwicklung der Völker Central-Asiens und können selbst den genauen Notizen, die uns China's ruhige und emsige Beobachter mitgetheilt, als Ergänzung dienen.“

Die Lama's der Buriat (des bedeutendsten Ost-Mongolischen Stammes, der sich unter Russischer Oberherrschaft befindet) standen ehemals in engster Verbindung mit Tibet; sie sammelten ihre Kenntnisse in der Hauptstadt des Dalai-Lama's, brachten von dort eine Menge werthvoller Bücher nach ihrer Heimath und gaben den Neophyten Anleitung zur Kenntniß der Tibetischen Sprache. Seitdem aber diese Pilger-Reisen nicht mehr stattfinden, giebt es nur noch wenige Kenner des heiligen Idioms unter ihnen.

Ueber Rußlands Verdienste um Mongolen und Mongolisches läßt sich Herr Kowalewski also vernehmen:

„Nachdem unsere Regierung durch weise Maßregeln in den herrlichen Steppen jenseit des Baikals Ordnung und Ruhe begründet hatte, verabsäumte sie keines der Mittel, wodurch die Eingebornen an eine sesshafte Lebensweise gewöhnt und für die Wohlthaten der Civilisation empfänglich gemacht werden konnten. Mit der Verbesserung seines häuslichen Lebens erwachte in dem Buriat der Sinn für Unterricht und Wissenschaft. In den Lehr-Anstalten bei den Dumen der Selenginskischen und Chorinskischen Steppe, weit mehr aber einzeln, obwohl auch mit langsamem Erfolge, werden junge Leute dieser Nation im Lesen und Schreiben unterrichtet. Die unlängst in Troiskosawsk (unweit Kiachta) eröffnete Schule für Kinder der Mongol-Burätischen Kosaken rechtfertigt die Erwartungen des sorglichen Gouvernements. Das geistliche Seminar zu Irkutsk hat eine Klasse, worin man geistliche Lehrer für die Mongolischen Stämme bildet; und in Gemäßheit einer Verfügung vom Jahre 1828 ist die Mongolische Sprache ein Gegenstand des Unterrichts im Gymnasium derselben Stadt geworden. Die Kalmücken (West-Mongolen) finden jetzt in Stauropol und in Petersburg Hülfsmittel zu echter Bildung; und endlich zählt das erste Gymnasium von Kasan schon unter seinen Zöglingen junge Buräten von fremdem Glauben und Stamme.“

Rußland hat aber noch mehr gethan. Bei uns ist die Mongolische Sprache zuerst wissenschaftlich bearbeitet und somit auch zu Forschungen über die Geschichte und die Alterthümer Inner-

*) Монгольская Хрестоматія, изданная Осипомъ Ковалевскимъ. Kasan, 1836 — 37. 2 Bde.

**) Weißer Chan (tsaghan Chan) heißt nämlich bei ihnen der Kaiser von Rußland, und Göttlicher Chan (bokta Chan) der Kaiser von China.

Asiens die Bahn gebrochen worden. Die St. Petersburger Akademie der Wissenschaften rühmt sich eines ihrer Mitglieder, das Europa mit der ersten Mongolischen Grammatik, dem ersten Wörterbuch dieser Sprache und vielen die Geschichte und Religion der Mongolen beleuchtenden Schriften beschenkt hat. Herr Schmidt dringt auf dieser neuen Bahn rastlos vorwärts. Die Universität zu Kasan hat den ersten Lehrstuhl der Mongolischen Sprache in Europa erhalten; und unsere Bibliotheken besitzen schon eine genügende Anzahl morgenländischer Literatur-Schätze, die theils unter den Fürsten gesammelt und anderen Theils aus dem allen übrigen Europäischen Staaten unzugänglichen Innern China's gezogen sind."

Wir schließen mit einer gedrängten Anzeige des Inhalts dieser Chrestomathie.

Die Reihe der Texte eröffnet eine Auswahl von Sprüchwörtern. Dann folgen unter dem Titel Erzählungen (монхему) zehn Texte von mäßigem Umfang. Die vier ersten sind aus der Sutra Ueligerün Dalai (Meer der Allegorien), welcher auch Schmidt im Anhang zu seiner Grammatik die schöne Erzählung von dem sich opfernden Königssohn entlehnt hat. Die fünfte Erzählung, aus dem Ueligerün Kom, einer Sammlung religiöser Legenden, bezieht Herr Kowalewski: „Lob des geistlichen Standes.“ (похвала духовному стану) Diese macht uns mit einem gottseligen Manne bekannt, der noch am Abend seines Lebens von Haus und Familie scheidet und, nachdem er Schwierigkeiten jeder Art besiegt, des heil ersehnten geistlichen Berufes endlich theilhaftig wird. Die drei nächsten Stücke — der Maler und der Zimmermann — König Jaghulhan Diom — der Sohn des Brahmanen — gehören zu der Märchen-Sammlung Schiditu Kur, einem Lieblings-Buche der Steppen-Bewohner. Die vier und Wte Erzählung, aus dem großen Legendenschatz Korwa Prengwa, oder Tschindamani Erite, drehen sich um die Verrichtungen des Chongschim Bodisatwa, der, als sichtbarer Nachfolger Buddha's auf Erden, die heilbringende Lehre nach Tibet verpflanzte und, nachdem er einer ganzen Reihe Tibetischer Könige als Incarnation eingewohnt, seit drei Jahrhunderten in dem Körper des jedesmaligen Dalai-Lama walte. Die weltliche Macht dieses Buddhistischen Papstes ist durch die Chinesischen Kaiser der heutigen Dynastie außerordentlich beschränkt worden.

An die Erzählungen und Legenden reißen sich Auszüge aus dem Gesetz-Koder der Mongolen, d. h. aus einer Sammlung von Verordnungen, welche die Kaiser der jetzt regierenden Mandchur-Dynastie zum Besten derjenigen Mongolen-Stämme, die Chinesische Unterthanen sind, erlassen haben. Diese Sammlung ist noch lange nicht geschlossen; sie giebt uns über den politischen und moralischen Zustand der heutigen Mongolei reiche Belehrung. — Der folgende Text (einem ähnlichen sibirischen Werke entlehnt) enthält eine Darstellung der Verfassung des heutigen Tibet. — Den ersten Band der Chrestomathie beschließen zwei (aus dem Chinesischen) ins Mongolische übersetzte Stücke: 1) Das sogenannte Testament des vorigen Kaisers Schui-ti (Xiaokhing), worin er seinem Sohne und Nachfolger eine gedrängte Uebersicht der vornehmsten Begebenheiten seiner Regierung giebt. 2) Ein Auszug aus den „Unterweisungen des Kaisers Shin-ti“ (Xianghi), in der Moral und politischen Oekonomie, kommentirt und edirt von seinem Sohne Schidjung (Yundsching).

Der zweite Band dieser Blumenlese beginnt mit historischen Fragmenten, worin von den Schicksalen der Lehre Buddha's, wie sie aus Indien nach China, nach Tibet und der Mongolei gekommen, von dem Entwickelungs-Gange der Literatur und von den gefeiertsten Aposteln des Schaktiamuni, die unter den Horden Central-Asiens das Glaubenslicht angezündet, die Rede ist. Mit besonderem Interesse wird man die Legenden lesen, die sich auf Lebensumstände des wunderbaren geheimnißvollen Wesens beziehen, das als Buddha der gegenwärtigen Welt-Periode verehrt wird. — Ihnen folgt ein kurzer Text „Ueber die Sammlung der Buddhistischen Bücher.“ Schaktiamuni selbst hat keine geschriebene Zeile hinterlassen. Nach seinem Tode beeiferten sich seine Schüler und Anhänger, alle geistliche Unterhaltungen, die sie mit ihm gepflogen, aufzuschreiben und die Lehre des Meisters unverfälscht an die Nachwelt zu vererben. Sie arbeiteten mit solchem Fleiße, daß schon im ersten Jahre nach Buddha's Hingang die erste kanonische Sammlung ans Licht trat. — Die nächsten Abschnitte betreffen: die Einführung des Buddhistischen Glaubens in China — das Erscheinen des Chongschim Bodisatwa — den Anfang des Buddhismus in Tibet — die Erfindung des Tibetischen Alphabetes — die religiöse Verfassung Tibets in den Zeiten seiner hierarchischen Selbstständigkeit u. s. w. — Das 14te Stück des zweiten Bandes ist ein vollständiger Buddhistischer Katechismus, den Herr Kowalewski bei seinem Aufenthalt unter den Mongolischen Stämmen sich verschafft hat. Der Herausgeber sagt (S. 441) ausdrücklich, daß dieses Buch mit Neumann's „Katechismus der Schamanen“ durchaus nichts gemein habe. — Der 15te Text ist ein Gespräch des Königssohnes Mura Dsogi mit seinen Aeltern, worin er sie über die Vorzüge des geistlichen Standes vor dem weltlichen belehrt. — Endlich die letzten und ihrem Sinne nach schwierigsten Stücke der Chrestomathie versehen uns in das Allerheiligste der Buddhistischen Doktrin. Es sind

Auszüge aus der hochberühmten Sutra Utan Serel (Gold-Glanz). Seinem verklärten Hintritt schon nahe, belehrt hier Buddha die Menschen und die Genien unter vielem Anderen über seine drei Eigenschaften, über die Dauer eines Buddha-Lebens und über das selige Nirwana, den Zustand höchster Abstraction und innigster Versenkung in Buddha, welchen zu erreichen jeder fromme und erleuchtete Bekenner sich bestreben soll.

Diese flüchtige Skizze wird einstweilen hinreichen, um von der Gediegenheit und Mannigfaltigkeit des Inhalts vorliegender Chrestomathie einen Begriff zu geben. Einzelne dieser Buddhistischen Geistes-Kinder gedenken wir den Lesern von Zeit zu Zeit in Deutschem Kostüm vorzustellen. W. Schott.

Mannigfaltiges.

— Studien der Vorzeit. Die Französische „Gesellschaft der Alterthumsforscher“ hat kürzlich den dritten Band ihrer Denkschriften und Abhandlungen erscheinen lassen. Wie gewöhnlich ist auch in diesem Bande die erste Abtheilung dem Alterthume, seinen Bauwerken und Denkmälern, die zweite aber dem Mittelalter und seinen poetischen Reliquien gewidmet. Daß so ernste historische Bestrebungen nicht bloß anhaltende Theilnahme in Frankreich finden, sondern auch eifrige Nachahmung wecken, indem, nach dem Beispiele jener Pariser Gesellschaft, in der Provinz mehrere archäologische Vereine neuerdings gestiftet worden, darf wohl als ein erfreulicher Beweis von der wachsenden allgemeinen Bildung unseres Nachbarlandes angesehen werden. Wir finden in dem eben angezeigten Bande eine ganze Reihefolge interessanter Forschungen, von denen wir hier nur einige nennen wollen, um auf die Tendenz des Ganzen aufmerksam zu machen. Zunächst bemerken wir in der das Alterthum umfassenden Abtheilung einen Artikel über das Amphitheater von Arles, worin der Verfasser nachzuweisen sucht, daß dieses Römische Denkmal nie ganz vollendet worden sey, und daß überhaupt wohl nur kurze Zeit ionicische Darstellungen in der Weise des Alterthums darin stattgefunden hätten; dagegen sey es späterhin zu Siergesfechten viel benutzt worden. In einem anderen Artikel giebt Herr Henry eine Beschreibung der Römischen Wasserleitung von Barbegal, durch die den Einwohnern von Arles ihr Trinkwasser zugeführt worden. Ueber Nachgrabungen, die kürzlich an der Stelle des alten Theaters in Arles stattgefunden, werden ebenfalls nähere Berichte ertheilt. Herr Pelet giebt eine Notiz über den sogenannten Großen Thurm (Tour-Magne) bei Nimes, und Herr Vermet stattet einen Bericht über die Entdeckung Römischer Bauwerke zu Gaulas im Dauphiné ab. Herr Pissollet beschreibt zwei alte Triumphbögen bei Langres, und Herr Beaulieu liefert eine Untersuchung über die in einigen Inschriften erwähnten lokalen Göttheiten der Gallier, namentlich über Rundina und Kosmerta, die in einer Art von Verbindung zum Merkur gestanden und daher auch vornehmlich von den Kaufleuten der Lingonen und bis an den Rhein verehrt worden sind. Endlich giebt uns Herr Delmas eine Notiz über die Cenicer, die, nach Plinius, das Narbonnensische Gallien bewohnt haben sollen. Herr Delmas weist ihnen ihren Wohnsitz zwischen Nimes und Montpellier an, wo man an einem Orte (Bille-Bielle) noch eine dem Gotte Ceniceus gewidmete Inschrift gefunden hat. — In der Abtheilung über das Mittelalter finden wir zunächst einen polemischen Artikel des Hrn. Grille de Beuzelin, der sich mit großem Unwillen über die sogenannten Verbesserungen und Restaurationen ausspricht, die man kürzlich mit den mittelalterlichen Denkmälern von Poitiers vorgenommen hat. Hr. Allou, der sich mit einer vollständigen Beschreibung aller Waffen des Mittelalters beschäftigt und früher bereits eine Abhandlung über die verschiedenen Formen der Helme geliefert hat, giebt jetzt eine ähnliche über die Schilde. Hr. Bonté de Toulmont theilt eine bibliographische Uebersicht der Werke des Gui von Arezzo mit und giebt dabei einige interessante Bemerkungen über die Musik im Mittelalter. Von Hrn. Taillandier finden wir Untersuchungen über die erste Zeit der Buchdruckerkunst in Paris, und von Hrn. Golbery Auszüge alter Reglements über den Kriegsdienst in den festen Schlössern des Elsasses. Eine von Hrn. Berriat Saint-Prix verfaßte Notiz über die mittelalterliche Gesetzgebung über das Handwerk der Bader und Bartscherer beschließt das Ganze, dem als außerordentliche Zugabe eine im 16ten Jahrhundert in Bretonischer Sprache gedichtete Ballade beigefügt ist.

— Berichtigung. Herr L. Lar in Aachen, Herausgeber der in Nr. 153 des Magazins von 1837 angezeigten Uebersetzung von Molière's sämtlichen Werken, bittet uns um die Berichtigung der Notiz, daß er die Alexandriner des Originals in Prosa verwandelt, da er selbst nur die prosaischen Stücke übersetzt habe, von seinen Mitarbeitern aber das Versmaß des alten Molière stets beibehalten worden sey. Wir kommen dieser Bitte um so bereitwilliger nach, als durch unsere Bemerkung nicht beabsichtigt war, dem Unternehmen irgend einen Eintrag zu thun.

*) Mémoires et dissertations sur les antiquités nationales et étrangères. Publiés par la Société royale des antiquaires de France. Tom. III, avec des planches. — Paris, 1837.